

Der Mann, der Rasierklingen kaufen wollte

Autor(en): **Suter, Gody**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 33

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mann, der Rasierklingen kaufen wollte

Von Gody Suter

Ich hatte einen neuen, weißen Mantel an, der mir an den Ärmeln etwas zu groß war, und mein Herz klopfte laut gegen die zwei Rasiermesser und den Kamm in der Brusttasche. Ich war entsetzlich aufgeregt. Der Meister zeigte mir auf seinem Handrücken noch einmal, wie ich das Messer anzusetzen hätte, und wiederholte mit ernster, eindringlicher Stimme, vielleicht zum hundertstenmal, alle Regeln und Sonderfälle, auf die ich achten sollte. Ich glaube, er war genau so aufgeregt wie ich. Auf seinem Handrücken waren gar keine Haare mehr.

Es war an diesem Morgen noch kein Kunde in unsern Coiffeur-Salon gekommen. Jakob, der Geselle, saß auf einem der beiden «Folterstühle» (wie wir sie nannten) und grinste mich an. In seinem Gesicht war Schadenfreude, Sport und Teilnahme. Er sagte: «Heute abend mußt du unbedingt ein Fest geben. Und wenn kein Blut geflossen ist, zahl' ich dir einen großen Kognak.»

«Mach ihn doch nicht noch nervöser», sagte der Meister. «Als ich das erstmal jemanden rasierte, hab' ich ihn auch nicht geschnitten. Das ist alles nur Aberglaube.»

«Ich habe keine Angst», sagte ich.
Der Meister gab mir eine Zigarette, und Jakob reichte mir Feuer. Ich setzte mich in den zweiten «Folterstuhl» und schaute in den Spiegel. Mein Scheitel war schnurgerade, meine Haare glänzten leicht. Auf der linken Backe bemerkte ich ein kleines, schwarzes Härchen. Ich nahm das Rasiermesser und fuhr damit langsam und vorsichtig über die Backe. Das Härchen verschwand. Ich steckte das Rasiermesser wieder ein.

Jakob sagte: «Wenn du selber keine Angst hast vor deinem Messer, dann brauchst du dich auch für die andern Leute nicht zu fürchten. Die sollen das selber tun.»

Ich sagte: «Ich habe ja keine Angst. Soll ich dich rasieren?»

«Nein, ich mag jetzt nicht», sagte Jakob. «Außerdem bin ich schon rasiert.»

Er begann, die Flaschen im Schrank zu ordnen. Die Arbeit nahm ihn ganz in Anspruch, und das Gespräch schlief ein. Ich schaute meinem Mund zu, wie er den Rauch der Zigarette einsog und ausblies.

Die Latentür ging, die Glocke schrillte, und ich verschluckte mich vor Schreck. Ich sah im Spiegel einen Mann mittleren Alters den Laden betreten. Er hatte nichts Auffälliges an sich, seine Kleidung trug den Stempel arbeitsamer Bürgerlichkeit, sein Gesicht war ein behäbiges Dutzendgesicht, und nur durch die Bartstoppeln, mit denen Kinn und Backen besät waren, bekam es einen ganz leichten Anflug von Abenteuerium und Unsolidität.

Der Meister trat auf den Mann zu und begrüßte ihn, wie er jeden Kunden begrüßte: höflich, verbindlich und eifrig, vielleicht etwas freundlicher und eifriger als sonst, denn dieser Mann war noch nie zuvor in unserm Laden gewesen.

Der Mann fragte: «Haben Sie Rasierklingen?»

«Nein», sagte der Meister. «Rasierklingen führen wir nicht. Wissen Sie, es ist für einen Coiffeur ein bißchen traurig, wenn er Rasierklingen verkaufen muß. Es ist, als ob er sein Handwerkszeug verkaufen würde.»

Der Mann zögerte. Er schien zu überlegen und sagte dann: «Ja, das ist schon wahr, aber ich habe mich mein ganzes Leben immer selber rasiert. Prinzipiell.»

«Ja», meinte der Meister. «Da steht jetzt Prinzip gegen Prinzip.»

«Wo ist die nächste Drogerie?» fragte der Mann.

Der Meister sagte: «Da vorn. Eine Viertelstunde müssen Sie aber gut rechnen.»

Der Mann sagte: «Das ist zu lang. Da muß ich mich eben schnell rasieren lassen. Ich habe es eilig.»

Der Meister lächelte. «Notwendigkeit bricht Prinzipien», meinte er.

«Darf ich bitten. Hier in diesen Stuhl, bitte.»

Der Mann setzte sich mit einem Seufzer.

Jakob stufte mich und flüsterte: «Dein erstes Opfer. Paß auf die Warze auf.»

Ich schaute den Mann an und sah, daß er auf der rechten Backe eine große, braune Warze hatte. Ich erschrak.

Der Meister sagte mit klingender Stimme: «Ernst, rasieren Sie den Herrn.» Er machte mir ein ermutigendes Zeichen.

Als ich auf den Stuhl zugin, merkte ich, daß meine Knie zitterten. Ich hatte Herzklopfen, und meine Hände waren feucht und heiß. Ich band dem Mann eine Serviette um den Hals und begann ihn einzuseifen. Die Warze klebte auf der Backe wie eine häßliche Kröte, braun und höhnisch, mit schwarzen, starren Stoppeln bespickt, die wie Lanzen durch den Schaum stachen.

Ich seifte den Mann so lange ein, bis er sagte: «Genug geseift. Ich habe es eilig.» Er schaute auf die Uhr.

Ich nahm das Rasiermesser zur Hand. In meinem Rücken spürte ich die Blicke des Meisters, und ich fühlte

die Spannung, die im Raum lag. Jakob schaute mich mit offenem Mund, beinahe angstvoll an.

Ich schöpfte tief Atem, näherte das Rasiermesser der linken Backe des Mannes, setzte an und führte den ersten Strich. Es ging ganz leicht. Ich atmete auf und rasierte nun frisch drauflos. Ein vorsichtiger Uebermut bemühtigte sich meiner.

Jakob begann die Servietten im Schrank zu ordnen, und der Meister hantierte hinter mir mit Flaschen. Ich merkte, daß er von Zeit zu Zeit zu mir herüberschaute. Der Mann saß noch etwas steif im Stuhl, und seine Hände hielten die Armstützen umklammert, aber nach einer Weile lehnte er sich zurück und schloß die Augen. Das Rasiermesser kratzte leise und zuversichtlich über seine Backen. Ich war stolz.

Ich rasierte zuerst die linke Backe, dann das Kinn und den Hals, und ich hatte die Warze auf der rechten Backe schon ganz vergessen, als ich mit der Hand zufällig ein bißchen Schaum wegwischte und sie wieder zum Vorschein kam. Da bekam ich richtig Angst. Mein Stolz verlor, meine Sicherheit entschwand, und meine Knie begannen wieder zu zittern. Ich wagte mich mit dem Rasiermesser nicht in die Nähe der Warze und schabte sorgfältig um sie herum, bis nur noch ein kleiner Kreis von Stoppeln auf der Backe stand, in seiner Mitte die Warze.

Was Kriege kosten ...

Die Dauer eines Krieges scheidet nicht — das hat der Weltkrieg gezeigt — an den ungeheuren Kosten, von denen man sagt, daß sie zum Ruin der Völker führen müssen. Wie berechtigt diese Anschauung ist, geht aus einer Betrachtung über die Kosten der letzten Kriege hervor, die ein hervorragender Finanzfachmann vor einiger Zeit zusammengestellt hat. Diese Zusammenstellungen erfolgten auf Grund eines eingehenden Studiums der Akten der kriegführenden Länder, haben also den Vorzug der größten Verlässlichkeit. In dieser Beziehung interessieren hauptsächlich die modernen Kriege, da erst diese die gewaltigen Aufwendungen erforderlich machten, die die Völker in so verderblicher Weise belasten. Dabei fällt sofort die Tatsache auf, daß die Kriege nicht nur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, sondern von Jahr zu Jahr, ja sogar von Monat zu Monat teurer werden.

Der Deutsch-Französische Krieg vom Jahre 1870/71, der der erste moderne Krieg war, kostete rund 10 Millionen Mark pro Tag, d. h. nur doppelt so viel, wie jetzt die Mobilisierung des verhältnismäßig kleinen Schweizer Heeres kostet. Der Krieg dauerte rund 8 Monate und kostete insgesamt 2,4 Milliarden Mark, so daß auf einen Tag ungefähr 10 Millionen entfallen. Der Russisch-Japanische Krieg in den Jahren 1904/05 dauerte rund 18 Monate. Auch damals kannte man noch nicht die ungeheuren Aufwendungen heutiger Kriege, die durch die Materialschlachten und die teuren Kriegswaffen entstehen. Immerhin kostete in diesem Kriege ein Tag rund 15 Millionen, und zwar jedem der beiden kriegführenden Völker, so daß die täglichen Gesamtkosten sich auf 30 Millionen beliefen. Rußland, die unterlegene Partei, hatte ungefähr 800 000 Millionen mehr aufgewendet als das siegreiche Japan, denn die russischen Kriegskosten betragen 5 Milliarden, während die japanischen mit 4,2 Milliarden angegeben werden.

Napoleon hat seine ersten Kriege sehr «billig» geführt. In dem ersten italienischen Feldzug, in dem er seinen Feldherrnruhm begründet hat, war er so wenig mit Geld ausgestattet, daß er sagen konnte, seine Soldaten haben hungrig und barfuß ihre Siege errungen. Um sie anzuspornen, wies er sie auch darauf hin, daß ihrer in Italien alle Reichtümer des Landes warteten. Seine späteren Kriege waren allerdings kostspieliger, ohne daß man an heutige Verhältnisse denken darf, denn sie waren kurz und verschlangen nicht die Materialmassen wie heutige Kriege.

Der Krieg, den England in den Jahren 1899—1902 führte, verschlang recht gewaltige Summen. Insgesamt kostete er 330 Millionen Pfund, wovon auf den Anteil Englands 220 Millionen entfielen. Der Anteil der Buren läßt sich nur in ungefähren Zahlen angeben, und zwar mit rund 110 Millionen Pfund. Da der Krieg 32 Monate dauerte, so kostete ein Monat in runden Zahlen 10 Millionen Pfund oder 250 Millionen Franken. Auf jeden Kriegstag entfielen demgemäß ungefähr acht Millionen

Der Meister kam heran und schaute mir über die Schulter zu. Ich blickte ihn flehend und angstvoll an. Er schaute auf die Warze, auf meine unsicheren, heißen Hände, in mein beklommenes Gesicht und sagte: «Du machst etwas zu langsam, Ernst. Du weißt doch, daß der Herr es eilig hat. Komm, gib mir das Messer.»

Ich gab ihm das Messer, und ich hatte das Gefühl, einer großen Gefahr entronnen zu sein. Der Meister wandte sich dem Mann zu und sagte: «So, das haben wir gleich. Es sind nur noch ein paar kleine Härchen.»

Mit überlegener Gebärde führte er das Messer zum Gesicht des Mannes, kratzte ein paar mal vorsichtig und leger über die Backe und schnitt den Mann in die Warze.

Ich mußte mich abwenden, um mein Lachen zu verschlucken. Der Meister sagte: «Schnell, Ernst, den Blutstiller.» Ich gab ihm den Blutstiller und ging rasch auf die andere Seite.

Der Meister sagte zu dem Mann: «Das kann jedem passieren. Es ist auch gar nicht schlimm. Es wird gleich aufhören zu bluten.»

Jakob und ich schauten uns an, aber wir konnten uns nicht lange anschauen, weil wir beide lachen mußten. Der Mann hatte zuerst gar nicht gemerkt, daß etwas passiert war. Er sagte: «Das habe ich erwartet.»

Jakob flüsterte mir zu: «Deinen Kognak hast du verdient.»

Schweizerfranken. Die Länge dieses Krieges bewirkte aber trotz der verhältnismäßig geringen Tageskosten, daß der Gesamtaufwand fast doppelt so groß war wie der des Deutsch-Französischen Krieges.

Im Vergleich mit allen diesen Kriegen erforderte der Weltkrieg einen ganz unvorstellbar großen Aufwand. Da der Materialverbrauch in diesem Kriege und die Größe der beteiligten Heere in den Jahren 1914—1918 unvorstellbar große Ausmaße angenommen hatte, so läßt sich aus diesen Zahlen schon ungefähr ein Schluß auf heutige Verhältnisse ziehen, wenn auch im Kriege 1914—1918 weder die Flugzeuge noch die Tanks eine so große Rolle spielten. Flugzeugschlachten im heutigen Sinne gab es überhaupt nicht, und die Tanks wurden erst in der letzten Zeit verwendet, und auch nur von den Alliierten in beträchtlicher Menge. Dafür war der Munitionsverbrauch riesenhaft groß, denn damals beherrschten die Trommelfeuerschichten die Kämpfe, und in mancher Schlacht wurden bis zu 100 000 Tonnen an Munition verschossen. Ueber die Kriegskosten liegen nur die Zahlen des deutschen Heeres vor, da die zahlreichen anderen kriegführenden Länder genaue Angaben nicht gemacht haben. Aber auch aus dem Kriegsetat eines so großen Heeres kann man einen ziemlich genauen Einblick in die Finanzierung eines modernen Krieges unserer Tage erhalten, und darum sind diese Angaben für heute sehr lehrreich. Der Weltkrieg dauerte vom August 1914 bis zum November 1918, also rund 52 Monate. In dieser Zeit mußte für das deutsche Heer die gewaltige Summe von hundertfünfzig Milliarden aufgewendet werden. Sehr interessant sind die Mitteilungen, wie die Kosten in den verschiedenen Jahren gewachsen sind. Die ersten acht Monate bis Ende März 1915, wo das neue Etatsjahr begann, kosteten zusammen 8640 Millionen Mark; bei einer Durchschnittszahl von 240 Tagen entfallen auf den Tag 36 Millionen Mark an Kriegskosten. Im nächsten Jahre vom 1. April 1915 bis zum 31. März 1916 betrug die gesamten Kosten 24 455 Millionen, pro Tag also rund 67 Millionen Mark. Die Kosten waren also gegenüber dem Vorjahre um etwas weniger als das Doppelte gestiegen. Eine weitere, recht beträchtliche Vermehrung der Kosten brachte das folgende Jahr 1916/17, und zwar auf rund 100 Millionen pro Tag. Die Gesamtkosten dieses Jahres beliefen sich auf 36 500 Millionen. Das folgende Jahr 1917/1918 brachte eine weitere Steigerung der Kosten auf 45 890 Millionen Mark und ein Anwachsen der Tageskosten auf 126 Millionen. Die letzten acht Monate bis Ende November — die Kosten gingen wegen der Umstände trotz des Waffenstillstandes weiter — kosteten 35 000 Millionen. Auf den Tag entfielen in diesem letzten Abschnitt bereits 146 Millionen. Sie hatten sich also gegenüber den ersten Kriegsmontaten etwas mehr als vervierfacht und gegenüber dem Russisch-Japanischen Kriege fast verzehnfacht. Die deutschen Gesamtkosten betragen 150 000 Millionen, genau 150 ¼ Milliarden. K. G.